

Zeitschrift: Schweizerisches Freundschafts-Banner
Herausgeber: Schweizerische Liga für Menschenrechte
Band: 4 (1936)
Heft: 11

Artikel: Ewiger Frühling! [Fortsetzung]
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-566961>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

verlebt, d. h. er will genießen ohne zu geben — zu geben von seiner **seelischen** Kraft, ihm fehlt der Wille, dem Andern, **von seinem Wesen zu opfern**, er schwächt sich, weil er nicht empfängt, weil er nicht einen Menschen gesucht hat, von dem er weiß, daß er ihm rückhaltlos zuströmt, von dem er es auch gar nicht erwarten darf, weil er ihn ja nur als Selbstbefriedigungsobjekt mißbraucht, denn alle Lust, auch wenn sie sich am Körper eines Andern befreit, bleibt Onanie, wenn sie nicht aus dem Willen erwächst, „dem Andern Gutes zu tun“. Darum bleibt der Lebemann wie der Onanist „unbefriedigt“, bleibt das Gefühl der Leere und des Ekels und der „unstillbaren“ Sucht nach immer Neuem — weil eben etwas nicht gestillt wurde, was wir von der körperlichen Lust **nicht ungestraft trennen** können. Schließlich genügt dann auch der rauschlose geschlechtliche Reiz nicht mehr, Morphium und Kokain müssen Rauschzustände schaffen, die der gesunde Mann immer und immer wieder an der Brust des geliebten Gefährten findet und aus jeder Liebesnacht sich Kraft holt für alle Widrigkeiten des Altags. —

Schon recht. —

Was soll uns aber eine Erkenntnis helfen, die ihre Bestätigung in der Zuneigung zwischen Mann und Frau gefunden haben mag, aber von unserer Hinwendung zum Freund, unserem Verfallensein an einen Jüngling oder Mann nichts aussagt? Nun: Dieselbe Erkenntnis über die mann-männliche Liebesneigung ist bereits um 1900 in einem Werke niedergelegt worden, von dem ich den Titel zu meiner Auseinandersetzung genommen habe. Es ist auch hier wieder wie schon so oft: die wichtigsten Gedanken und Ergebnisse sind schon lange vor uns gedacht und niedergeschrieben worden, gültig und für alle erkennbar. Sie sind nur untergegangen im Kleinkram nebensächlicher „Kämpfe“! Das Buch schrieb Theodor von Wächter, der homerotische Enkel eines Staatsanwaltes, der 1865 „eine unnachsichtlich strenge Bestrafung aller gleichgeschlechtlichen Unzucht“ forderte. Wirkte sich darin nicht geradezu ein gerechtes Schicksal aus, daß der Enkel eines fanatischen Gegners zum offenen Bekenner wird, unbekümmert um das Urteil der „guten Gesellschaft“, der Familientradition, des Ansehens bei der kompakten Majorität? Sollte dieses Einzelschicksal nicht auch heute manchem blinden Gegner auf dem Richtersthule zu denken geben? Es ist Schicksal — wir sagen nicht „Fluch“, sondern Geschenk eines Höheren — das wir in diese Empfindungswelt hineingeboren werden. Wir sind nicht unglücklich darob, die große Menge möchte uns nur gern als Unglückliche, Degradierte, Zweitrangige durchs Leben wanken sehen und kann es immer noch nicht fassen, daß für uns die Sonne genau so strahlend hinter den Bergen emporsteigt wie für sie und eben so verheißungsvoll hinter den dunklen Wäldern unserer Heimat schlafen geht!

Also wirklich? Ein Buch von 1900, das lebensaufbauende Erkenntnisse vermittelt? Eine unversiegbare körperlich-seelische Kraftübertragung auch zwischen Menschen gleichen Geschlechtes möglich und erwiesen?

(Fortsetzung folgt!)

Ewiger Frühling!

(Fortsetzung)

2

Ich stellte mich hinter die Büsche und beschloß, noch eine Weile abzuwarten. Nach Sekunden schon teilten sich die Stauden und ein junger Mann trat mit zagendem Schritte zur Bank hin. Der stolze junge Mann hob seinen Blick zu ihm. Sekundenlang huschte es wie Sonnenschein über seine Züge, dann hatte er sich wieder in der Gewalt.

„Warum kommst Du wieder, Du weißt doch, daß ich es nicht wünsche!“ sprach er in ruhigem, gleichmäßigen Tonfall.

„Bitte, sei mir nicht böse, ich kann es nicht glauben, ich muß in Deiner Nähe sein — verstehe mich doch und laß mich erklären. Ich will alles tun und lassen, was Du von mir wünschest — doch sei nicht so streng!“

„Du hast meine Worte gehört — es bleibt dabei!“ „Aber laß mich doch erklären . . .“ „Genug!“ Kalt und herrisch klang dieses Wort, es verschloß dem andern den Mund. Dann stand er auf und entfernte sich stolz wie immer. Betroffen und unschlüssig schaute ihm dieser nach. Die Schwere seiner Worte packten ihn. Er warf sich auf die Bank, vergrub seinen Kopf in die Hände und aus seiner Brust preßte sich ein Schluchzen, das mir sehr zu Herzen ging. Ohne Zögern trat ich hinter dem Busche hervor und legte meine Hand auf seine Schultern. Erschrocken drehte er sich schnell um. Ich sah in ein hübsches, intelligentes Gesicht und sah Tränen über seine Backen rollen. Eine tiefe Qual prägte sich in seinen Gesichtszügen aus. Wie tief muß doch diese Anhänglichkeit sein und wie grausam die Haltung des andern!

Mit ruhiger Stimme, meine eigene Erregung niederkämpfend, sprach ich ihm zu: „Bitte, setzen Sie sich, ich war leider Zeuge der Aussprache von vorhin. Sie dürfen Vertrauen zu mir haben, ich weiß, daß Sie ledigen und ich möchte Ihnen gerne helfen!“

„Nein — mir können Sie nicht helfen. Nur er — und der verleugnet mich — uns — unsere Freundschaft!“ „So seien Sie doch vernünftig, sprechen Sie sich aus, es ist doch möglich, daß ich Ihnen helfen kann.“

Zwei Augen senkten sich forschend in die meinen. Ich hielt diesem Blick stand. Es schien ihm, daß er mir vertrauen dürfe, darum richtete er die Frage an mich: „Wissen Sie was Freundschaft ist? — Ich meine richtige, gründliche Freundschaft?“

„Gewiß weiß ich das. Ich durfte dies selber erfahren. Die Freundschaft ist ein hohes Gut, in welcher sich zwei gleichgesinnte Menschen näher treten, sich beistehen in Freud und Leid und . . .“

„Sie sagen es richtig, also will ich Ihnen erzählen. Unsere Freundschaft war zwar nicht von langer Dauer, doch sie war gründlich und gut. Ich gewann sein volles Vertrauen. Dann kam das Unglück. Mein ehemaliger Schulkamerad Willy kam aus der Fremde zurück. Froh streiften wir zusammen durch Wald und Flur und freuten uns in der Erinnerung an manchen gemeinsamen Streich, den wir ausgeheckt und auch ausgeführt hatten. Nun trafen wir zufällig ihn. Er faßte mein frohes Lachen anders auf. Meine angebotene Hand übersah er und schritt ohne Gruß vorüber. Am andern Tag erhielt ich durch die Post ein verschlossenes Kärtchen. Von dieser Karte war eine Ecke abgeschnitten, es sah aus, als sei ein gedruckter Name abgeschnitten. Nur wenig stand darauf, doch diese Worte genügten mir, die frohe Zuvorsicht wieder zu hegen: „Treff mich am bekannten Ort, zur gewohnten Zeit!“

Freudig eilte ich zur gewohnten Zeit zu dieser Bank hin, ich freute mich so sehr, daß er die dumme Sache nicht weiter übel nahm. Er stand schon bereit als ich hier eintraf. Er stand stolz da und in seinen Händen trug er ein kleines Bambusstäbchen. Sein strenger Blick aber sagte mir alles. Er hat mir nicht verziehen, er will nichts mehr von mir sehen und hören!

(Fortsetzung folgt!)